Technikgeschichte der Fotografie im 19. Jh. Keiner tieferen Reflexion unterliegt der Gebrauch von zeitgenössischen Lexika als Quellen für normative Vorstellungen und Stereotype.

Die in der Einleitung ausgelegten Fäden nimmt B. in drei Hauptkapiteln von unterschiedlichem Gewicht wieder auf. Nur in Prag, das die dortigen Kommunalpolitiker in der zweiten Hälfte des 19. Jh. zu einer tschechischen Stadt und zur Hauptstadt der tschechischen Nationalbewegung transformieren wollten, erhielten fotografische Frauenporträts eine über das Private hinausreichende Dimension. Indem sie einzelne sogenannte Visitenkartenporträts oder deren Zusammenstellung zu Alben verschenkten, konnten sich bürgerliche Frauen als Subjekte und integraler Teil der tschechischen Nationalgesellschaft profilieren. In Dresden hingegen fehlte diese Sozialpraxis und die Frauen blieben Objekte der Wahrnehmung des männlichen Bürgertums. Darin bestand, so B., der größte Unterschied zwischen den beiden Städten und den von ihnen repräsentierten Nationen.

Das in der Figur des Flaneurs und den breiten Boulevards verkörperte Selbstbild des männlichen Bürgers entwickelte sich in den aufsteigenden Metropolen Dresden und Prag weitgehend parallel. Frauen blieben in vielerlei Hinsicht aus der Öffentlichkeit ausgeschlossen, so etwa aus der Kaffeehauskultur, und wurden – sei es als Prostituierte oder als Plakatmädchen – zu Objekten des männlichen Blicks. Während sich die Germania und die Čechie als weibliche Nationalsymbole durchsetzten, blieb die Teilnahme von Frauen an den Festzügen, die fester Bestandteil der bürgerlichen Vereinskultur waren, oder gar am Schauturnen, das die Wehrhaftigkeit der Nation öffentlich unter Beweis stellen sollte, umstritten. Sowohl im tschechischen Sokol als auch in der deutschen Turnbewegung waren die Widerstände gegen das öffentliche Frauenturnen stark. Mit (rasse)hygienischen Argumenten hielten zahlreiche Zeitgenossen die körperliche Betätigung von Frauen nur insoweit für legitim, als diese nicht die Mutterrolle und die Reproduktion des Nationalkörpers bedrohte. Dem kraftvollen Männerkörper stellten die Beobachter von Turnfesten den „anmutigen“, „schönen“ und erotisierten Frauenkörper gegenüber.

Stand das Frauen(schau)turnen in beiden untersuchten Städten in einem Gegensatz zum Ideal der unbefleckten, entsexualisierten bürgerlichen Frau, so gewann laut B. in Prag anders als in Dresden letztlich das Nationalinteresse überhand: Das Frauenschauturnen wurde als Beweis für die Reife und Modernität der tschechischen Nation eingesetzt, Frauen subjektivierten sich als Teil des „Volkskörpers“.

Die einzelnen Teile der Arbeit hätten insgesamt ausgewogener ausfallen und stringenter aufeinander bezogen werden können. Gleichwohl schließt die Arbeit eine Lücke der Ostmitteleuropaforschung, indem sie nicht nur zahlreiche methodische Anregungen für weiterführende Studien gibt, sondern auch die Rolle der Frauen im tschechischen Sokol und darüber hinaus in der tschechischen Nationalbewegung anhand von visuellen Quellen darstellt.

Berlin – Zürich

Stefan Wiederkehr

Christian Tilitzki: Die Albertus-Universität Königsberg. Ihre Geschichte von der Reichsgründung bis zum Untergang der Provinz Ostpreußen (1871-1945). Band 1: 1871-1918. Akademie-Verl. Berlin 2012. IX, 813 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-05-004312-8. (€ 148,-)

Christian Tilitzki löste mit seiner Dissertation 2002 einen Sturm im Blätterwald aus: Zeitungen und Fachzeitschriften verschiedener Disziplinen rezensierten das fast 1500 Seiten umfassende Werk über die deutsche Universitätsphilosophie 1919-1945¹ als revisionistisch, apologetisch, antisemitisch und ideologisch sowie als positivistisch, aktengläubig,

¹ CHRISTIAN TILITZKI: Die deutsche Universitätsphilosophie in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, 2 Bde., Berlin 2002.

distanzlos und historistisch, aber auch als empirisch-quellengesättigt, faktenreich, sorgfältig, umfassend und enzyklopädisch. Uneinig waren sich die Rezensionen eher in der Frage, ob die aufwändigen Archivstudien durch die ideologische Perspektive entwertet werden oder ob dem Werk trotzdem bleibender Wert für die philosophiehistorische Forschung zu attestieren sei.² Der hier zu besprechende Band über die Albertina 1871-1918 legt ähnliche Urteile nahe und wirft ähnliche Fragen auf, wenn sich auch die Konstellation in Details unterscheidet. Das Erscheinen des Bandes über den brisanteren Zeitabschnitt 1918-1945 steht noch aus. Die Frage, wie und wozu der vorliegende Band nutzbar ist, den T. nicht nur als Prolog für die ursprünglich auf 1914-1945 zugeschnittene Untersuchung verstanden wissen will (S. 12), stellt sich auch dadurch, dass das Buch Fördermittel von drei Stiftungen und „vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages“ erhalten hat (S. IV).

Gegliedert ist es in vier ungleiche Teile: In der Einleitung stellt T. auf elf Seiten dar, dass die jüngere Geschichte der Albertina ein Desiderat sei und wie er diese zu bearbeiten gedenkt. Die folgenden fast 400 Seiten sind der Universität 1871-1914 gewidmet, prägend ist die Unterteilung in die Zeitabschnitte 1871-1900 und 1900-1914 sowie jeweils in die vier klassischen Fakultäten. Auf 82 Seiten behandelt T. dann den Ersten Weltkrieg und konzentriert sich dabei stärker auf die öffentliche Wirkung der Universität als im vorherigen Abschnitt. Schließlich bietet der Anhang auf 325 Seiten einen umfassenden Catalogus Professorum, einen Bildteil mit zahlreichen Porträts, das unverzichtbare Personenregister und das Quellen- und Literaturverzeichnis. Letzteres unterscheidet zwischen Primär- und Sekundärliteratur lediglich anhand des Erscheinungsjahres vor bzw. nach 1945 und handelt sich damit das Problem ein, dass die universitätsgeschichtliche Darstellung von Hans Rothfels – ein vierzehnteiliger Artikel von 1930, an die T. ausweislich der Einleitung wohl am stärksten anschließt – unter die Quellen fällt. Rothfels, 1926-1934 Professor in Königsberg, dürfte im Folgebund von zentraler Bedeutung sein, da die „Rothfels-Gruppe“ das in der Geschichtswissenschaft viel diskutierte Paradebeispiel für das übliche Bild Königsbergs als Zentrum der völkisch-nationalistischen Ostforschung und für eine sich den nationalsozialistischen „Lebensraum“-Zielen andienende Wissenschaft ist. Diese Deutung der Albertina als NS-affine „Grenzlanduniversität“ nimmt sich T. zum Hauptgegner (S. 4).

Wie die Gliederung bereits nahelegt, geht der Vf. vor allem entlang der Aktenüberlieferung vor. Die Ministerialakten zur Albertina hat er umfassend ausgewertet und referiert in weiten Teilen nach und nach ihre Inhalte, gespickt mit zahlreichen Zitaten und auch sonst eng an ihrem Text. Dieses den Band prägende Vorgehen entspringt T.s Bedürfnis, „dieser breiten Spur der unausgewerteten Akten so weit wie möglich zu folgen“ (S. 11), das von seinem Eindruck befeuert wird, zumindest das bis 1900 angefallene Archivgut zur Albertina seit 1945 erstmals zu benutzen (S. 11). Doch auch argumentationsstrategisch und geschichtstheoretisch entspricht es T.s Ansatz, die Akten selbst sprechen zu lassen, da sich in ihnen die Perspektive der universitären und bürokratischen Akteure abbilde. So grenzt er sich nicht nur von einem „sozialhistorischen Datenrausch“ (S. 8) ab, der häufig nur Trivialitäten bestätige, sondern vor allem von zwei Arten der Universitätsgeschichtsschreibung: Als meist substanzarme Lobhudelei verwirft er den von Jubiläen angeregten „Festschrift-Typ der Universitätshistoriographie“ (S. 8). Schlimmer noch findet T. „solche Anklagen“, in denen „die Geschichte der Albertina [...] nur im extrem reduzierten Format des NS-Kontextes Beachtung“ findet, wobei sie „ohne Quellenkenntnis nach ‚ideologiekritischem‘ Schematismus verführend [...] als ‚geistiges Zentrum‘ nationalsozialistischer Neuordnung des Ostraums“ (S. 4) eingeordnet werde. Lassen sich diese abgelehnten Haltungen gemäß

² Vgl. besonders THOMAS MEYER: Von der Einfühlung des Gedankens, in: Die Zeit vom 06.06.2002, URL: http://www.zeit.de/2002/24/Von_der_Einfuehlung_des_Gedankens.pdf (16.07.2014).

Friedrich Nietzsches zweiter unzeitgemäßer Betrachtung als monumentalische Historie und kritische Historie kategorisieren, so favorisiert T. offensichtlich eine antiquarische Historie. Wenn sich jedoch die Geschichte der Albertina weitestgehend in dem erschöpft, was die Aktenproduzenten in Königsberg und Berlin als zeitgenössische Zustände der Universität ansahen, ist gegen T.s Methode nur noch wenig einzuwenden. Valide Antworten auf die Frage nach den Kontinuitäts- und Bruchlinien, die in Königsberg zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus verlaufen, kann man aber aus der Zeitgenossenschaft nicht erwarten.

Inhaltlich skizziert T. die Albertina als Universität, die von ihrem europäischen Rang Mitte des 19. Jh. durch die Präferenzen des Berliner Kultusministeriums bis zum Ersten Weltkrieg eine Vernachlässigung erlebte: In den „oberen“ Fakultäten Theologie, Jura und Medizin zeitigte dies eine Stagnation auf provinziellem Niveau, während die „untere“ philosophische Fakultät auf die historisch-philologischen Fächer zusammenschmolz, erst ab 1910 relativiert durch Förderung der für Ostpreußen regional wichtigen Agrarwissenschaften (S. 12). In diesem Prozess habe die zunehmende konservative Dominanz langsam den „radikalen Liberalismus“ (S. 20) aus der Universität verdrängt. Dabei verschleiert T. die sich herausbildenden völkischen Funktionen der Albertina auch vor 1914, wenn er sie nur für den Zeitraum 1916-1938 „als Zentrum zur Erforschung der ‚slavischen Welt‘, als ein geistiger Mittelpunkt des nordosteuropäischen Kulturraums und auch als Motor im Prozeß der regionalen und zugleich nationalen Identitätsstiftung in Ostpreußen“ (S. 13) bezeichnet sehen will. Damit gibt er einen Ausblick auf seine Deutung des Aufstiegs „von der Provinz- zur national wie international ausstrahlenden ‚Grenzuniversität‘“ (S. 13) im Folgeband.

T. hat einen nützlichen enzyklopädischen Schlüssel zum Personal und zu den Akten der Albertus-Universität Königsberg vorgelegt, der als solcher auch dann weiter Verwendung finden wird, wenn seine meinungsfreudigen Bewertungen – die Gegenpositionen oftmals kurzerhand abkanzeln, statt sich mit ihnen auseinanderzusetzen (etwa S. 9, Fußnote 45) – keine Zustimmung finden. Zu Widerspruch und Neulektüre der Quellen anregend ist das Mammutwerk allemal, obwohl es zum Standardwerk, dem man bedenkenlos folgen kann, nicht taugt. Dass auch bei den zahlreichen Quellenziten kritische Distanz unverzichtbar bleibt, zeigt sich an einem ohne Archivstudien überprüfbares Zitat, laut dem die Wikipedia, „Stand November 2010“, den Bibliothekar Götz von Selle fälschlich zum „letzten Rektor der deutschsprachigen Universität“ erklärt habe (S. 4). Abgesehen davon, dass die erforderlichen Angaben zum Zitieren von Internetseiten fehlen, gab es eine solche Formulierung in der Wikipedia jedoch weder im Jahr 2010 noch später.

Augsburg – Bremen

Matthias Krämer

Włodzimierz Borodziej: Geschichte Polens im 20. Jahrhundert. Beck. München 2010. 489 S., Kt. ISBN 978-3-406-60648-9. (€ 26,95.)

Das zu besprechende Werk erfüllt zweifelsohne ein seit langem dringendes Forschungsdesiderat, indem es dem deutschen Leser auf konzise und gut lesbare Art und Weise, ohne jedoch an wissenschaftlichem Niveau einzubüßen, die neuere Geschichte des östlichen Nachbarlandes nahe bringt. Die Konzentration auf das 20. Jh. führt dabei das schwierigste Kapitel des deutsch-polnischen Verhältnisses vor Augen. Włodzimierz Borodziej nimmt die Zäsur des Jahres 1900 ernst und verleiht seiner Publikation so einen besonders eindrucksvollen Auftakt. Eine geradezu erschütternde Ohnmacht der Polen, die fast vollkommen in die Staatskörper ihrer Teilungsmächte integriert waren, steht in grellem Kontrast mit dem späteren abwechslungsreichen Schicksal des unerwartet wiedererstandenen Landes.

Der Autor widmet dem in Polen aus nahe liegenden Gründen oft übersehenen Ersten Weltkrieg das ihm gebührende Interesse, was insbesondere im Hinblick auf die wilhelminisch-habsburgische Besatzungszeit neue Erkenntnisse bringt. Zu Recht merkt B. an, dass